

Haben ja kein Wasser hier. Nö, nö, was ein richtiges Gewitter sein will, das muß seinen Regen gleich mitbringen."

Wieder schwiegen sie. Nur die Uhr tickte seltsam laut, und da hinein rollte der Himmel seinen donnernden Lärm, ließ zwischendurch die Wolken aufblitzen oder verschwinden, ganz wie es ihm Spaß machte.

Als es endlich zu regnen anfing, sprang das Mädchen auf. Es müsse im Hühnerstall die Fenster schließen. Damit rannte es zum Hof hinaus. Gleich danach erhob sich auch der Bauer. Ihm folgte Herbert, sich die Mütze auf den Kopf setzend.

Draußen sah keiner den anderen. Der Regen schlug ihnen ins Gesicht. Dann und wann ließ der Blitz die Gegenstände gespenstisch deutlich aus der Finsternis steigen. Doch langsam wurde der Donner schwächer. Das Gewitter schien vorüber zu gehen. Aber mit drei, vier Schlägen kam es noch einmal zurück, wütender als zuvor.

Einmal waren Himmel und Erde wieder ganz hell, da stand das Mädchen vor Herbert und blickte zu ihm hoch. Und in diesem Augenblick sah er ihre Augen, so deutlich, wie er sie nie gesehen. Er glaubte sie immer noch zu sehen, als es längst wieder dunkel geworden. Und es schien ihm ganz selbstverständlich, daß seine Hände sie langsam zu sich heranzogen.

Marta wehrte ihn nicht ab. Hatte sie auf ihn gewartet? Er küßte sie und fühlte ihren Mund sich öffnen. Dann aber ließ er sie überrascht stehen und lief über den Hof. Der Regen wurde starker. Herbert machte die Pferde fest. Er merkte erst jetzt, daß er seine Mütze nicht mehr auf dem Kopf trug und ihm die nassen Haare im Gesicht klebten. Er suchte den Bauer. Gern würde er jetzt mit ihm über die trockenen Gewitter sprechen. Aber er fand ihn nicht. Vielmehr trugen ihn seine Füße unwillkürlich an die Stelle zurück, wo er Marta verlassen hatte. Wenn sie nicht da ist, dachte er, wenn sie nur nicht da ist.

Sie war nicht da. Herbert schlug die rechte Faust mit voller Wucht gegen den einen Scheunenflügel. Warum tat er das? Niemand hätte ihn danach fragen dürfen.

„Was machen Sie denn da?" fragte eine Stimme aus dem Dunkel. Und schon lag Marta wieder in seinen Armen. Ganz nah sah er ihre Augen vor sich. Ihre weißen Zähne schimmerten.

„Vergiß das Licht nicht auszulöschen, Marta!" rief die Stimme des Bauern.

„Nein, Vater!" sagte das Mädchen. —

Das Gewitter verzog sich endgültig. Nur in der Ferne knurrte es noch wie ein junger Hund. Die Sterne guckten hinter den Wolken vor. Der Regen ließ allmählich nach. Hinter dem Fenster des Hauses stand auf dem Tisch die Petroleumlampe. Sie brannte immer noch. Aber bedächtig kroch jetzt die Flamme in sich zusammen, schlug einmal hoch, um schließlich ganz zu verlöschen. Längst hatte sich draußen der Wind gelegt. Im Osten kletterte schon der neue Tag über den Horizont.

Die Festung der Mädchen

Pfändungsgeschichten, mit zwei lachenden Augen erzählt. Von Richard Brunnotte

Auf eine recht eigenartige Weise hat sich der Pariser Schriftsteller Leon Gavrois von seinen Schulden befreit. Bis vor kurzem war der Gerichtsvollzieher bei ihm häufiger Gast. Der arme Dichter mochte soviel schreiben, wie er wollte — die Zeitungen, an die er sich mit Vorliebe wandte, schickten ihm nahezu alles wieder zurück, die Gedichte, die Stimmungsbilder, die Kurzgeschichten. Die kümmerlichen Honorare reichten nur zu einem überaus bescheidenen Leben, und die 108 „Pfändungsprotokolle, die im Laufe eines Jahres bei dem hoffnungslosen Schuldner aufgenommen wurden, zeitigten auch nicht das geringste Ergebnis. Da brachte der immer wachsende Haufen dieser unerfreulichen Akten den Dichter auf einen originellen Gedanken: Er benutzte das Papier, um darauf einen Roman niederzuschreiben. Es muß wohl eine recht unterhaltsame Lektüre gewesen sein, die „Festung der Mädchen". Sie hielt sicher, was der Titel versprach. Jedenfalls wurde es ein solcher Erfolg, daß der Dichter mit einem Schlage alle seine Schulden bezahlen konnte. Er hatte natürlich dafür gesorgt, daß die seltsame Entstehungsgeschichte des Romans bekannt wurde. Und so haben die Pfändungsprotokolle zweifellos zu dem Erfolge beigetragen ...

Der Vollziehungsbeamte, der zuvor so häufig bei Leon zu Gast war, gehörte sicher zu den rücksichtsvollen und mitfühlenden Seelen, wie sie heute erfreulicherweise keine Seltenheit mehr sind. Heute dürften sie in unserem Vaterlande, wo das Wort von der Volksgemeinschaft gilt, weitaus die Mehrheit bilden. Aber früher war das vielfach ganz, ganz anders. Und so kann man es zwar nicht billigen, aber dennoch verstehen, wenn so ein allzu hartnäckiger und gar zu rücksichtsloser Beamter von dem bedrängten Schuldner einmal hinters Licht geführt wurde. Die Geschichte, die sich da vor Jahren in Frankfurt am Main ereignet hat, wurde von einem Juristen erzählt, darf also auf Glaubwürdigkeit Anspruch erheben ...

Der Eifer der Gläubiger war in jenem Falle etwas weit gegangen. Der gehetzte Schuldner mußte feststellen, daß sein Haus während des größten Teiles des Tages von scharfen Augen bewacht wurde. Und einem dieser hartnäckigen Wächter widerfuhr das Glück, daß er eines Abends um sechs Uhr sah, wie man vor der Tür des Schuldners einen Wagen voller Weinflaschen ablud. Es ist zu begreifen, daß diese Feststellung erhebliches Mißfallen erregte. Der Gläubiger zögerte nicht, sponstreichs die Pfändung der Spirituosen zu veranlassen. Als der Vollzugsbeamte den Weinkeller des Schuldners versiegelte, legte allerdings der Betroffene geharnischte Verwahrung ein: „Ich mache Sie auf die Folgen aufmerksam! Ich will mit der Sache nichts zu tun haben." Aber das machte gar keinen Eindruck. Die Versteigerung fand statt. Und da die Etiketten auf den Flaschen die erlesensten Genüsse versprachen, so waren sie im Nu an den Mann gebracht.

Die Käufer erlebten jedoch eine böse Enttäuschung. Das Naß, das ihnen durch die Kehle rann, war — Essig, mit Wasser verdünnter Essig! Entrüstet wandte man sich an den Mann, aus dessen Keller die Flaschen stammten. Aber der Schuldner zuckte die Achseln: „Ich habe gegen die Pfändung Verwahrung eingelegt. Niemand kann mir einen Vorwurf machen. Darf ich mit meinen Weinflaschen nicht tun, was ich will?" Es wird berichtet, daß die Käufer das Essigwasser behalten mußten, und angeblich wurde den Gläubigern der Erlös der Versteigerung auf ihre Forderungen angerechnet ...

Andererseits kann es nicht wunder nehmen, daß die Vollziehungsbeamten beispielsweise in der guten Stadt Wien ganz besonders gemütvolle Menschen sind. Das hat sich vor einigen Jahren auf eine überaus drollige Weise gezeigt. Da hatte der Angestellte eines Rechtsanwalts gemeinsam mit einem Vollzugsbeamten einen Kaufmann aufgesucht, der 2400 Schillinge schuldete. Die Männer fanden eine ärmliche, kleine Wohnung: Vorraum, Küche und Schlafzimmer mit den dürftigsten Möbeln. Und dann stellten die unerwünschten Besucher fest, daß die offensichtlich so bedauernswerte Familie noch Zuwachs erwartete. Die Frau war so nervös, daß sich die beiden Männer schleunigst wieder davon machten. Das Schicksal des Schuldners ging ihnen so nahe, daß sie bei Bekannten und sonstigen mildtätigen Leuten eine kleine Summe zusammenbrachten, die sie den in Not geratenen Leuten übermitteln wollten, als die Taufe des neuen Erdenbürgers stattfand.

Diesmal aber wurden die beiden ganz anders empfangen. Eine Flügeltür öffnete sich vor ihnen. Ein großes, prunkvolles Zimmer nahm sie auf. Eine Auswahl delikater Speisen breitete sich auf dem blendend weißen Damast des lang ausgezogenen Tisches. Als der Hausherr die neuen — ihm gänzlich unbekannten — Gäste lächelnd begrüßte, mußte er allerdings eine Enttäuschung erleben. Der Vollziehungsbeamte und sein Begleiter dachten nun nicht mehr daran, das Taufgeschenk zu überreichen. Sie staunten zwar gebührend über die Geschicklichkeit, mit der man ihnen vierzehn Tage zuvor eine kleine ärmliche Wohnung vorgegaukelt hatte. Dann wiesen sie den Vollstreckungsbefehl vor. Der Herr des Hauses verlor trotzdem die Fassung nicht. Verbindlich lächelnd überreichte er ihnen die 2400 Schillinge, die er schuldig war. Dann bat er die Herren inständig, ihm doch an diesem festlichen Tage ebenfalls die Ehre zu schenken und die Küche seiner lieben Frau ja nicht zu verschmähen ...

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr 39 | 21. Mai 1938 | 12. Jahrgang

Copyright 1937 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

21. Fortsetzung

„Machen Sie sich darüber keine Sorgen, Gorsching. Die Zeitungen schreiben viel. Erzählen Sie uns jetzt noch einmal, wie Sie Ihren Herrn tot aufgefunden haben."

Gorsching sprach langsam vor sich hin. Mit langen Pausen, in denen der junge Dolmetscher dem Untersuchungsrichter das Erzählte übersetzte.

„Ich hatte einen Brief zum Kasten gebracht, an meinen Schwager nach Kassel. Und Obst wollte ich noch besorgen für die Nacht, weil die Aufwärterin doch an dem Tage nicht kam. Mein Herr war also ganz allein im Hause. Vor dem Hause stand ein weißer Zweisitzer. An der Nummer sah ich, daß es ein Berliner war, und freute mich darüber. Man war doch schließlich lange in Berlin gewesen und freut sich, wenn man mal im Ausland einen Berliner sieht. Aber ich wunderte mich noch, daß er das Dach nicht hoch geklappt hatte bei dem Regen. Es goß nämlich in Strömen. Ein Gewitter war niedergegangen und ein furchtbarer Sturm tobte. Deshalb war ich auch so rasch nach Hause gelaufen. Vor meinem Weggehen hatte ich die Tür abgeschlossen. Der Mörder muß also durch das Fenster geklettert sein — und richtig, wie ich das Gartentor aufmachte, sprang eine dunkle Gestalt in einem hellen Mantel und heller Automütze auf dem Kopfe — ich hatte das ganz deutlich gesehen! —, sprang über den Balkon in den Garten, dann über den Gartenzaun auf die Straße, darauf in das Auto und weg war sie!

Wie ich das sah, bekam ich eine furchtbare Angst, schloß rasch das Haustor auf, lief in den ersten Stock ins Arbeitszimmer meines Herrn und sah ihn da — erschossen am Schreibtisch sitzen. Den Revolver hatte er in der Hand gehalten. Aber ich wußte sofort, daß das kein Selbstmord war. Das war nur der Kerl, der über den Balkon ..., aber ich wußte nicht, daß das der Mann von Fräulein Katja ..."

Eine rührende, Verzeihung heischende Gebärde lag in seiner Stimme:

„Wir hängen nämlich alle an Fräulein Katja. Sie hat meinen Herrn rührend gepflegt. Diese elenden Zeitungsschreiber haben gesagt, sie sei vielleicht mitschuldig ..."

„Frau Wormann ist freigelassen! — Ich bitte zu entschuldigen, Signora, daß die Behörden, zunächst aus Gründen der Sicherheit, gezwungen waren, Sie Ihrer Freiheit zu berauben. Aber Sie werden verstehen ..."

Katja erhob sich.

Gorsching sah den Untersuchungsrichter dankbar an.

*

Unter den sensationellsten Schlagseiten zerrten die Gazetten, gleich auf der ersten Seite, die ganz in der Stille und Einsamkeit gewachsene Tragödie dieser drei Menschen vor das grelle Rampenlicht der Oeffentlichkeit. Im In- und Ausland! Je nach Niveau und Mentalität des Leserkreises lauteten die Ueberschriften:

„Mord an einem russischen General!"

„Künstler tötet aus Eifersucht den reichen russischen Großfürsten Dmitri Feodor Nitrikoff Donskoj."

„Männerhaß und Frauenliebe!"

„Die Baronesse zwischen den beiden Männern!"

„Die Mordfahrt über die Dolomitenpässe nach Como!"

„Selbstmord oder Rache eines Eifersüchtigen?"

„Um den Besitz einer Frau."

„Sterbende Kulturen", überschriftete ein Soziologe einen langen Artikel, und ein Skandalblättchen fand reißenden Absatz, als es in großer Aufmachung eine ganze Artikelserie vom Stapel ließ mit der aufpeitschenden Ueberschrift:

„Cherchez la femme!"

*

Katja, die freigelassen war, aber versprochen hatte, sich zur Verfügung der Behörden zu halten, war in ein Hotel in Mailand gezogen. Aber bald wurde es unerträglich für sie. Sie siedelte in ein kleineres Hotel über, dann in ein noch kleineres; es war überall dasselbe. Reporter drängten sich um sie. Vor der Hoteleinfahrt standen Neugierige, um sie

gehen oder kommen zu sehen. Wenn sie durch die Halle ging, liefen die Gäste zusammen und starrten ihr nach. Sie verließ ihr Zimmer nicht mehr. Aber auf der Treppe und auf dem Flur standen Sensationslüsterne, erzählten Schauermärchen und versuchten einen Blick durch die Tür zu erhaschen. Einem Reporter war es geglückt, sich in ihr Zimmer zu schleichen, während sie auf dem Kriminalgericht war. Er hatte unter ihrem Bett kunstvoll eine Kamera mit Periskop aufgestellt. Aber Katja entdeckte den Mann, zog ihn aus seinem Versteck, ohrfeigte ihn und warf ihn die Treppe hinunter.

Neuer Zeitungsstoff. Der Mann bekam Gehaltserhöhung.

Als sie aus dem großen Hotel ausziehen wollte, bot man ihr die Fürstenzimmer zu einem Spottpreis an. Sie lehnte dankend ab. Sie erhielt die Bewilligung, einen anderen Namen tragen zu dürfen und zog in eine kleine ärmliche Pension in der Nipa Ticinese, in der sie niemand kannte.

Sie führte das Dasein eines Nachtgespenstes. Sie verließ kaum das Zimmerchen, geschweige denn das Haus. Wozu auch?

Sie hatte die Erlaubnis, mit Wolfgang zu sprechen. Die Sprechstunden waren karg bemessen, aber ihre Unterhaltung bestand nur aus zwei Sätzen und einer Minute Schweigen.

Katja war zu ihm getreten und sagte:

„Wolfgang, ich weiß, daß du ihn nicht getötet hast!"

Wolfgang sah sie an. Sie weinte. Er sagte:

„Du weinst nicht um mich, Katja — du weinst nur, weil er tot ist!"

Und er wandte ihr den Rücken zu, schwieg und sah sie nicht mehr an.

Da war Katja gegangen. Ins Herz getroffen. Gebrochen an Leib und Seele. Sie schleppte sich nach Hause und versteckte sich in eine Ecke des Zimmers, wie ein verwundetes, zu Tode getroffenes Tier.

Sie aß nicht, sie trank nicht, sie schlief nicht, sie dachte nicht, sie weinte nicht, sie betete nicht, sie haderte nicht. Sie lag auf ihrem Bett und starrte an die Decke.

Nur wenn das Mädchen mit den Zeitungen kam, erhob sie sich und erwachte für einige Zeit zum Leben. Aus den Zeitungen verfolgte sie den Gang der Untersuchung. Auf dem Kriminalgericht wurde sie nun vor der Hauptverhandlung nicht mehr gebraucht. Nur manchmal kam Gorsching oder der Anwalt zu ihr. Sonst erfuhr sie nur durch die Zeitungen etwas über Wolfgangs Schicksal.

Die Zeitungen brachten immer und immer wieder dasselbe in tausend Variationen. Es gab ja auch nichts Neues. Nur Vermutungen, Kombinationen und sensationsgeschwängerte Auslegungen der nunmehr sattsam bekannten Tatsachen. Denn was Wolfgang Wormann in Como erlebt hatte, ja, ob er letzten Endes überhaupt dort gewesen war, wußte kein Mensch. Nur einer wußte es: Wolfgang selbst, und er schwieg. Gewiß, der alte Diener hatte seinen Wagen gesehen und einen Mann hineinspringen. Ob der Mann aber Wormann war? Dieser schwieg darüber. Seit Tagen. Vom ersten Augenblick ab, seit seiner Verhaftung schwieg Wolfgang.

Anwälte, Richter, Beamte beschworen ihn, zu sprechen. Er schwieg!

Man sperrte einen fingierten Untersuchungshäftling in seine Zelle. Der versuchte geschickt und aufrichtig mit großem Einfühlungsvermögen in seine Seele zu dringen, hielt ihm vor, wie es ihn belasten müsse, wenn er nichts sagte. Er aber schwieg.

Ein deutscher Geistlicher suchte ihn auf. Sprach freundlich und liebevoll mit dem Häftling. Bat ihn inständig, doch ein Geständnis abzulegen. Geriet in Feuer. Donnerte ihm das Wort vom reuigen Sünder zu, über den im Himmel mehr Jubel sei, als um zehntausend Gerechte. Er aber schwieg.

Zwei Aerzte kamen zu ihm. Redeten auf ihn ein. Ob er vielleicht in einem blinden Taumel gehandelt habe, ob ihm nicht schwarz vor den Augen gewesen sei, als er den Schuß abfeuerte. Er schwieg.

Und wieder kam der Anwalt zu ihm, ob Ritrikoff vielleicht Wolfgang zuerst angegriffen hätte? Und er ihm dann die Waffe entrissen habe, oder ob — oder ob — oder ob ... Wolfgang schwieg.

Schwieg, schwieg, schwieg.

*

Das Schweigen Wolfgangs bot den Zeitungen ungeheure Möglichkeiten. Sie brachten Schilderungen, erfundene, wahre, aufgebauschte; trockene, langweilige und spannende, die als Stoff für Tausende von Kriminalfilmen ausgereicht hätten.

Sie schilderten Wolfgangs aufregenden Europaflug von den Alpen zur Nordsee, wobei er sich Material gesucht hatte gegen seinen Todfeind; die rasende Fahrt über die Pässe und durch Bozen, woher stapelhoch die polizeilichen Strafanzeigen wegen zu schnellen Fahrens eingelaufen waren; die Verfolgung des weißen Zweisitzers mit dem D-Zeichen durch den großen Sechssitzer mit dem F-Zeichen, in dem Katja saß. Nichts entging den Zeitungen! Sie ließen sich mit Breite und Wohlbehagen darüber aus, ob, wenn Katja in Mailand einen schnelleren Wagen bekommen hätte und vor Wolfgang dort eingetroffen wäre, ob sie dann das Unglück hätte verhüten können. Die Kurve, vor der Wolfgang am Tonale-Paß in die Gletschermoräne gefahren und beinahe tödlich verunglückt wäre, erschien in Bildern mit großen Ueberschriften. Die Tankstelle und ihr Tankwärter, bei dem er kaltes Wasser in den kochenden Kühler gegossen hatte, war in den Zeitungen idyllisch abgebildet. Ebenso das Haus, in dem sie gewohnt hatten. Der Hund wurde geknipst und sah die Zeitungsleser aus zottigen Falten mit ängstlichen Augen an. Ueber diesem Bild stand in fetten Lettern: „Der treue Spielkamerad der unglücklichen Frau Wormann."

Der Fall selbst lag klar, wie nur selten ein Kriminalfall. Durch die Aussagen des Wirtes, der ja das ganze Gespräch zwischen Wolfgang und Katja belauscht hatte, war sogar die völlige Vorgeschichte des Mordes lückenlos bis in alle Einzelheiten bekannt. Die Nachfragen der Mailänder Polizei bei der Berliner Detektei, bei den Konsulaten, beim Auswärtigen Amt und in Norderney bestätigten alles haargenau. Menschen meldeten sich in Haufen, die Wolfgangs Wagen auf der Fahrt nach Como und zurück gesehen hatten. Es war nicht schwer für die Polizei, Wormanns verdächtigen Gefühlsumschwung zwischen Hin- und Rückfahrt unter Beweis zu stellen. Es gab Zeugen genug dafür. Der Tankwart und die Leute, die ihn aus dem Flußbett gezogen hatten, erzählten, wie maßlos aufgeregt der junge Herrenfahrer gewesen sei. Das war bei der Hinfahrt. Der Besitzer der Reparaturwerkstatt, bei dem er die Reifen hatte flicken lassen und äußerst vergnügt von seinem Unfall auf der Paßhöhe erzählt hatte, und der Wirt, bei dem er, während sein Wagen in Ordnung gebracht wurde, gemütlich aß und trank, berichteten, daß der junge Mann kreuzfidel und munter gewesen sei.

Das war bei der Rückfahrt. Der offene weiße, flinke Zweisitzer mit dem jungen, schlacksigen Mann im hellen Sportmantel und heller Mütze war zu auffällig gewesen. Man erinnerte sich genau an ihn.

Durch alle diese Umstände lagen die Dinge vor den Augen der Untersuchungsbehörden und der Oeffentlichkeit wie ein aufgeschlagenes Buch.

Nur eine Seite fehlte in diesem Buch: Die Schilderung dessen, was Wormann in der kurzen Zeit in Como gemacht hatte. Bis Como und von Como ab lag alles sonnenklar. Auch daß der Wagen vor Ritrikoffs Haus gestanden hatte, war erwiesen. Aber ob der Mann, der vom Balkon in den Wagen sprang, nun wirklich Wolfgang Wormann war? Hellgraue Staubmäntel trugen viele und der Diener konnte in der Dunkelheit das Gesicht nicht sehen. Natürlich gab es keinen Zweifel, daß Wormann der Mörder war. Sein Schweigen war ja eine beredtere Sprache, als es alles Leugnen gewesen wäre. Aber daß in diesem aufgeschlagenen Buch der Wormannschen Tragödie die Seite, auf der der Mord, sein Hergang, sein Ablauf und sein Höhepunkt zu lesen waren, fehlte, empfand man als peinlich.

Die Zeitungen waren nicht einmal gegen Wormann eingestellt. Etwa in gehässiger, boshafter, entstellender Art. Der Unterton und die Kommentare in all diesen spaltenlangen Berichten waren — man könnte fast sagen — wohlwollend: ein überreiztes, heftiges Gemüt, eine leidenschaftliche Künstlerseele, eine rasende Eifersucht, ein von sinnlosen und krankhaften Vorstellungen gepeinigtes Herz. Das waren die Illustrationen, mit denen man Wormanns Tat apostrophierte. Die Attitude einer Nachwelt zu einem Verlorenen.

Die Satire in dieser Tragödie war, daß man Wormann zum weltberühmten Komponisten machte; ganz von selbst kam das. Jemand schrieb, daß der Mörder in den Wochen vor dem Mord an seiner neuen Oper gearbeitet habe. Immerhin nicht ganz alltäglich. Die Zeitungen forschten nach und es stellte sich heraus, daß Wormann bereits eine Oper geschrieben hatte. Daß diese in Deutschland uraufgeführt worden war. Selbstredend hatte diese Oper von dort aus ihren Siegeszug um die ganze Welt angetreten. Natürlich! Natürlich hatte er auch Symphonien geschrieben, Kammermusiken, viele, viele Liederzyklen.

„Was, Sie kennen keine von den Wormannschen Liedern, von dem Wormann, der den russischen Fürsten ..."

„Aber ich habe Freunde, die kennen ‚Falkland'. — Wie? ‚Falkland?' Das wissen Sie nicht? Nein, das ist doch seine erste Oper."

„Ja, er soll noch vor kurzem in bitterster Armut gelebt haben, wie alle großen Meister."

„Nein, wie interessant!"

„Denken Sie, gestern traf ich Margerita! Sie fragte mich, ob dieser Wormann denn tatsächlich auch dieser Wormann sei. Sie ist nämlich gerade aus London gekommen und glaubt sich erinnern zu können, daß man dort in einem Konzert eine Symphonie von ihm ..."

„Was Sie nicht sagen! In Berlin? In einer Dachkammer? Mit Ratten und Mäusen? Eine Symphonie geschrieben? Bei verschimmeltem Brot?"

Es bestand kein Zweifel: Wolfgang war ein berühmter Komponist. Zwar kannten kaum eine Handvoll Leute seine Musik, aber er war berühmt! Nicht nur als Mann, als Zeitungsfigur, als Mörder — nein, als Komponist! Die ganze Geschichte war dadurch gefühlsmäßig leichter aufzunehmen. Der Ermordete war ein großer Fürst, die „Cherchez la femme" eine hinreißend schöne Baronesse — und der Mörder? Nein, das konnte kein kleiner, ärmlicher Musikmacher sein, das hätte das heterogene Element gestört, das mußte ein lang verkanntes Genie, jetzt aber ein berühmter Komponist sein! Daran hielten die Leute fest. Aus Sensationsgier? Nein, einfach aus Stilgefühl.

So wurde der Komponist Wormann berühmt!

Und sollte wirklich irgendein Musikbeflissener an dieser Tatsache gezweifelt und sich in einer stillen Stunde gefragt haben, wodurch diese Annahme berechtigt sei, daß Wolfgang Wormann ein gar so berühmter — — nun, der brauchte nur am anderen Tage in die Zeitungen zu sehen, da würde er aber staunen.

Schon auf der ersten Seite würde er lesen, daß ein großer amerikanischer Konzertmanager im Grand Hotel abgestiegen war. Ein Mann, der dabei war, als Wolfgang Wormann im Berliner Verlagshaus seine Zweite Symphonie vorgespielt hatte! Persönlich vorgespielt hatte!

(Fortsetzung folgt)

Gewitter in der Nacht

Skizze von Hans Colberg

Mitten in der Nacht wachte Herbert auf. Er wußte wohl, daß er die Augen offen hielt, aber er sah nichts. Irgend etwas mußte ihn aus dem Schlaf geschreckt haben, noch lange bevor der Tag gekommen. Erst ein furchtbarer Donnerschlag, bei dem die Fensterscheiben zitterten, ließ ihn die Ursache ahnen. Das Gewitter war schon am vergangenen Abend den Horizont zum Stadtwald hin entlanggekrochen, hatte in der Ferne wie ein Hund geknurrt, um sich unentschlossen wieder davonzumachen.

Jetzt also war es da. Herbert sprang aus dem Bett, trat rasch ans Fenster. Taghell leuchtete gerade ein flammender Blitz den Himmel ab, zeichnete gigantische Wolkenberge daran, um sie sofort wieder in die Schwärze der Nacht zurückzuholen. Ein Lichtschimmer schaukelte drunten über den Bauernhof. Es mußte der Bauer mit einer Laterne sein. Herbert zog sich daraufhin schnell an und lief die knarrenden Treppen hinunter. Schwül schlug ihm die Sommerluft entgegen. Stimmen, Geräusche rumorten im Dunkeln.

„Vergeßt die Starken nicht!" rief jemand.

Dann schwieg alles wieder still. Nur der Wind begann stärker zu wehen. Ein Torflügel klapperte hin und her. Dazwischen klirrten die Ketten. Herbert rannte zum Kuhstall hinüber, wo der Bauer eben dabei war, die Kühe von ihren Fesseln zu befreien.

„Hat es uns doch noch gekriegt!" sagte er beim Eintreten Herberts und sprach darauf für kurze Zeit mit den Tieren weiter. „Machen Sie sich in der Stadt wohl nichts draus, was?" meinte er nach einer Weile, als eben alle Kühe abgekettet standen.

„Nein", sagte Herbert. „Durch so etwas lassen wir uns nicht stören. Wenn's einschlägt, kommt die Feuerwehr, und wir selbst — wir können doch nichts dagegen machen."

„Ja, ja, gewiß, aber hier — das Vieh ..." Er zuckte mit den Achseln, nahm die Lampe auf und ging vor Herbert her ins Wohnhaus zurück.

Da saßen sie schon um den großen Eichentisch herum, nur das Notwendigste angezogen, die Frau des Bauern und Marta, die Tochter. Sie beide setzten sich ohne ein Wort dazu. Man hatte nicht das elektrische Licht, sondern eine Petroleumlampe angezündet. Es sei besser so, sagten sie. Herbert lächelte ein wenig. Es war das erstemal, daß er auf dem Lande, in einem alleinliegenden Gehöft, ein Gewitter erlebte. Er hatte die Stadt verlassen, um hier zu arbeiten. Nicht leicht fiel es ihm in den ersten Tagen. Wahrhaftig nicht. Schwer war die Arbeit, schwer und ungewohnt. Drei Blasen an jeder Handfläche brachte ihm die erste Woche als Lohn. Aber nun nahmen die Dinge ihren Lauf, voller nie geahnter Wunder, und, ja, sie waren auch schön, weil sie einem als etwas ganz anderes, Unbekanntes entgegenkamen.

Ein neuer, drohender Donnerschlag ließ die Gedanken abreißen. Herbert blickte die Menschen an, deren Augen unruhig durch die Fenster auf den Hof hinauswanderten. Nein, sie saßen nicht etwa hier, weil sie Furcht hatten. Es war allein die spannende Bereitschaft, dem vielleicht schon in der nächsten Sekunde zündenden Blitz das Letztmöglichste aus den gierigen Händen zu reißen.

Marta sah ihn an. Ein winziges, versteckte Funkeln glimmte in ihren Augen. Herbert bemerkte es nicht. All die Tage und Wochen vorher hatte er es nicht bemerkt. Auch jetzt sah er darüber hinweg und fragte sie nur, ob sie müde sei. Sie schüttelte den Kopf und lachte ganz wenig. Die Bäuerin ging, vier Tassen mit Buttermilch zu holen. Das tue gut, sagte sie, als ihre harten Hände die großen Tassen auf den Tisch stellten. Der Bauer trank die seine in einem Schluck leer und zündete sich darauf die Pfeife an.

„Wenn es nur regnen würde", brummte er danach. „Diese trockenen Gewitter sind eine böse Sache. Vor drei Jahren ist des Jahnke große Scheune abgebrannt. Mit allem, was drin war. Hat auch keinen Regen gegeben. Als die freiwillige Feuerwehr aus Ortenhagen kam, standen nur noch die Grundmauern. Viel hätte sie auch nicht tun können.